In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" •

Nr. 20. Posen, den 24. Januar 1929. 3. Jahrg.

Zwei Saltzenbrod.

Roman von Karl Hans Strobl.

(18. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Ich verstehe das Fräulein nicht," erwiderte Justus noch um einige Grade eisiger, „ich wiederhole, daß ich heute das erstemal das Vergnügen habe, Sie zu sehen."

„Du wirst mich doch nicht verleugnen wollen," beharrte Wlasta ärgerlich, „ich will ja gar nichts von dir, du brauchst dich nicht zu fürchten. Ich habe an jedem Finger einen Kavalier. Oder könnte doch einen haben," verbesserte sie sich, „wenn Max nicht wäre. Also laß das dumme Versteckenspielen und sei nett zu mir."

Sie schob den Römer, der vor ihr stand, zur Seite und streckte Justus über den Tisch die Hand hin.

Aber der blieb bewegungslos sitzen und ergriff die Hand der Schauspielerin nicht. „Ich versichere die Dame, daß sie sich im Irrtum befindet. Es scheint eine Verwechslung mit jemand anderem vorzuliegen."

Max war wie aus den Wolken gefallen dagesessen und hatte immer von einem zum anderen gesehen. Nun aber bemerkte er, daß sich ein Zorngewitter im Gemüt seiner Freundin zusammenzog. Er kannte sie gut genug, daß sie von keinerlei Hemmungen gehalten wurde, wenn ihr etwas gegen den Strich ging.

„Jetzt hab' ich genug von deinen Dummheiten," zischte sie Justus an, „Irrtum? Verwechslung? Wem willst du denn das weismachen, daß du nicht Andreas Gießkan bist? Damals hast du wenigstens so geheißen, wie du Kellner im Kaffee Stadt Graz in Wien warst und mit der Modistin Mizzi Kratochwil ein Verhältnis gehabt hast. Ich brauch' mich meines Namens nicht zu schämen; wenn ich jetzt Wlasta Halm heiß, so ist das, weil es bei uns so Mode ist, einen Künstlernamen zu haben. Aber du wirst wohl Grund haben, den deinen abzuleugnen, hast vielleicht Angst vor der Polizei."

„Ich bedauere, nicht länger bleiben zu können," sagte Justus, indem er aufstand, „ich muß zur Bahn. Mein Zug geht in einer Stunde."

Auch Wlasta war aufgesprungen, hatte Justus an der Schulter gefaßt und sein Gesicht dem Licht zugewandt. Sie stand ihm gegenüber mit flammenden Augen, schäumend vor Wut."

„Ach was, halt's Maul!" fuhr sie ihn an. Sie war ja nicht einen Augenblick im Zweifel gewesen, daß sie wirklich ihren alten Freund aus Jugendtagen vor sich hatte, aber nun, da sein Gesicht aus dem Dunkel in die Helle getaucht war, überzeugte sie sich noch einmal, daß jede Täuschung ausgeschlossen sei.

„Du bist also nicht Andreas Gießkan?" knirschte sie.

„Ich heiße Justus Saltzenbrod!" sagte Justus, indem er nach dem Hut am Wandhaken langte.

„Und du kennst mich nicht?"

„Nein!"

Max, der eine Katastrophe herannahen sah, wollte sich beschwörend vor Wlasta stellen. Aber es war zu spät; ehe er um den Tisch herumkam, hatte Wlasta ihren Römer ergriffen und goß den Wein mit vollem Schwung über Justus' Gesicht. „Da, du Haderlump!" kreischte sie entfesselt.

Max war von Erstarrung ergriffen, denn er sah, wie sich seines Onkels Gesicht jäh veränderte und eine Wildheit darin aufzuckte, die Aergstes befürchten ließ. Aber gleich darauf schien Justus wieder Gewalt über sich gewonnen zu haben, er nahm das Serviertuch aus der Hand des verblüfft dastehenden Kellners und trocknete sich das triefende Gesicht.

Es dauerte ziemlich lange, ehe er fertig war, länger, als vielleicht notwendig gewesen wäre, und als seine Mienen wieder aus den Falten des Tuches zum Vorschein kamen, zeigten sie die alte kühle Ruhe.

„Danken Sie Gott," sagte er zu Wlasta, „daß Sie eine Frau sind." Damit legte er eine Banknote auf den Tisch und wandte sich zum Gehen.

Jetzt kam wieder Leben in Max. Wie sollte er den Onkel entkommen lassen, da das Wichtigste noch nicht erledigt war, ach, diese Wlasta, dieses unberechenbare, schreckliche Frauenzimmer, was hatte sie da wieder angerichtet? „Warte hier," sagte er rasch, „ich begleite ihn nur zur Bahn und komme dann gleich wieder."

Sie hatte sich am Tisch niedergelassen, wie ein Feldherr, der ein leeres Schlachtfeld behauptet. „Du kannst auch dort bleiben," schnaubte sie haßerfüllt, „ich brauche dich nicht."

Ja, da hatte Max geglaubt, er habe es ganz besonders schlau angestellt, um den Onkel einzuwickeln, und nun hatte die Geschichte eine solche unbegreifliche Wendung genommen.

„Du darfst es nicht so krumm auffassen," sagte er, während er neben Justus dem Bahnhof zuschritt, „es ist manchmal, als wäre sie nicht recht bei Verstand. Sie ist sonst ein sehr umgängliches Frauenzimmer, aber wenn man ihr widerspricht, dann wird sie so, so . . ."

„Ja, ihre Manieren lassen zu wünschen übrig," sagte Justus gemessen, und damit schien er den Fall für erledigt zu halten. Sie sprachen wenigstens kein Wort mehr darüber, aber auch sonst äußerte der Onkel nichts weiter, und Max wußte bei Gott nicht, was er hätte sagen sollen, um irgendwie auf das Eigentliche zu kommen, auf das Geld, das er vom Onkel erwartete.

Als aber Justus die Fahrkarte gelöst hatte und im Begriff war, sich von Max zu verabschieden, da sah dieser ein, daß nun die letzte Gelegenheit sei, die Sache in Ordnung zu bringen. Der Onkel war offenbar, trotz seiner scheinbaren Ruhe, so erbost, daß er imstande gewesen wäre, das Geld wieder mit sich zu nehmen.

„Du wirst es doch mir nicht nachtragen," sagte Max, indem er Justus' Rockärmel faßt, um ihn am Einsteigen zu verhindern, „daß dich Wlasta mit irgendeinem anderen verwechselt hat."

Nein, nein, wehrte der Onkel ab, aber vom Geld sagte er noch immer keinen Ton.

Da ging ihn Max mit dem Mut der Verzweiflung geradezu an: „Und dann möchte ich dich auch bitten, daß du nicht vergißt, mir das Geld zu geben."

„Welches Geld?" fragte Justus so aufreizend unbefangen, daß Max eine Wallung von Galle aufstieg.

„Nun, das sie dir für mich mitgegeben haben," half er dem Gedächtnis des Onkels nach.

Justus räusperte sich und trat einen Schritt zurück, als sei zu dem, was er Max nun zu sagen habe, ein Abstand zwischen ihnen nötig: „Es ist gut, daß du selbst davon anfängst, denn gerade darüber habe ich noch mit dir sprechen wollen. Ich habe den ganzen Tag auf eine passende Gelegenheit gewartet und mir inzwischen so ein wenig zurechtgelegt, was ich eigentlich von dir zu halten habe. Du hast dir zwar die größte Mühe gegeben, den dummen Bauern, für den du mich ansiehst, hinters Licht zu führen. Aber du hast mich doch nicht darüber täuschen können, daß du hier ein recht liederliches Leben führst und dich in einer Gesellschaft bewegst, die dich über kurz oder lang zugrunde richten muß. Ich glaube, dich heute gut genug durchschaut zu haben, Deine Quartiersfrau hat mir in aller Ahnungslosigkeit auch schon vorher über dies und jenes ein Licht aufgesteckt. Ich sehe nur zu deutlich, daß die Besorgnisse deiner Mutter vollauf begründet sind, du verbummelst hier deine Zeit mit deinen Freunden und mit Frauenzimmern und machst dir kein Gewissen daraus, dem lieben Herrn den Tag und deinem Vater das Geld aus der Tasche zu stehlen. Ich habe es übernommen, dir den Kopf zu waschen und dich zur Vernunft zu bringen, aber um zu wissen, daß ich damit wenig Glück haben würde. Da hilft nur eines, du mußt dich hier losreißen und nach Haus kommen. Es geht nicht länger an, daß du hier den Studenten spielst und dabei immer tiefer sinkst, bis du wirklich nicht mehr zu retten bist."

Das wurde aber dem jungen Mann doch zu bunt, daß ihn dieser Mensch, anstatt die Brieftasche zu öffnen, da auf dem Bahnsteig abkanzelte und sich als den Sittenrichter aufspielte. Er ließ die liebenswürdige Maske fallen und sagte ingrimmig: „Ich habe dich nicht gebeten, mir Belehrungen zu erteilen, sondern mir das Geld zu geben. Also heraus damit."

Ein Bahnhofbediensteter schlug die Glocke zum dritten Läuten an. „Ich habe kein Geld für dich," antwortete der Onkel, indem er den Fuß auf das Trittbrett des Wagens setzte, „und wenn ich eins hätte, würde ich dir's nicht geben. Ueberleg dir, was ich gesagt habe, wenn du hier Schluß machst und heimkommen willst, so lasse ich es deine Eltern wissen. Das Reisegeld kriegst du noch, sonst keinen Kreuzer."

Er stieg ein, die Türen klappten zu, und gleich darauf setzte sich der Zug in Bewegung. Wie ein begossener Pudel blieb Max auf dem Bahnsteig zurück. Aber er schüttelte sich, und das Gefühl, an dem sich sein Herz ermannte, war das eines unsagbaren Hasses. Irgend etwas Schweres zog seine Arme herab, er schaute an sich nieder, es waren seine eigenen geballten Fäuste, die so gewichtig an ihm hingen. O, er würde schon Rache an Justus nehmen, es würde schon eine Gelegenheit dazu kommen.

XVII.

Am Tag Peter und Paul versammelten sich wie alle Jahre die Grundbesitzer des Dorfes beim Schwedenkreuz zum Umgang.

Es sollten eigentlich alle daran teilnehmen, sowohl die Alten als die Jungen, ja vor allem diese, denn es handelte sich eben darum, ihnen die Grenzen ihres Besitzes zu zeigen und sie ihnen so einzuprägen, daß sie später keinen Irrtum begehen konnten.

Mit den Grenzsteinen hat es eine eigene Bewandtnis. So unscheinbar sie aussehen und so verlassen sie an den Feldrainen zu stehen scheinen, es ist doch etwas Heiliges über sie gebreitet, und wer sich an ihnen vergreift, der kann sich auf allerhand schlimme Dinge gefaßt machen.

Früher hatte zu Beginn des Umganges immer der Aelteste im Dorfe die Geschichte von dem Bauern erzählen müssen, der so habgierig gewesen war, daß er in einer dunklen Nacht aufs Feld ging und die Grenzsteine ein Stück in den Nachbaracker trug. Dabei war ihm gewesen, als laufe immer ein Hund um ihn herum. Aber am nächsten Tag hatte der Bauer gemeint, er sei doch recht dumm gewesen, daß er sich bloß einen so schmalen Streifen des fremden Grundes angeeignet habe, und er könne die Steine noch gut ein Stück weiter in den Nachbaracker setzen. Das hatte er auch in der folgenden Nacht getan, und wieder hatte ihn dabei ein Hund umkreist, noch viel größer als der erste. Noch immer aber war der Bauer nicht zufrieden gewesen und hatte gedacht, einen Streifen könnte er sich noch zulegen, ohne daß es jemand merkte. Wie er aber die Steine ausgegraben und in das Nachbarfeld getragen hatte, da war plötzlich ein riesiger Hund aus der Dunkelheit auf ihn zugestürzt und hatte den Bauern zerrissen. Dabei hatte man ihn am andern Morgen gefunden. Und seither hatte er umgehen müssen, die ganzen Nächte mit den schweren Steinen im Arm, und man hatte ihn laut weinen, seufzen und jammern gehört. Dabei hatte ihn auch einmal um Mitternacht ein Musikant angetroffen, der auf dem Heimweg von der Kirchweih war. Und da war der verwunschene Bauer mit seinem Stein stehen geblieben und hatte gefragt: „Wo soll ich ihn hintun?" Zum Glück sind die Musikanten nicht so leicht ins Bockshorn zu jagen, und so antwortete ihm der Fiedler tapfer: „Wo du ihn genommen hast, dort tu' ihn wieder hin!" Da hatte der Geist gesagt: „Vergelt's Gott, du hast mich erlöst!", hatte einen erleichterten Seufzer getan und war verschwunden, um sich nicht wieder blicken zu lassen. Es sind aber nicht immer Musikanten auf dem Weg, um einen Frevler von der Höllenpein zu erlösen, und darum war es schon besser, die Grenzsteine in Ruhe zu lassen.

Diese Geschichte hatte immer der älteste Bauer erzählen müssen, wenn sich die Grundbesitzer am Schwedenkreuz versammelten. Aber mit der Zeit war man davon abgekommen, weil die Leute von heute über die alten Geschichten nicht so dachten wie die von früher, nur beim Umgang selbst war es geblieben. Da schritt man dann von Feld zu Feld, und wenn ein junger Bauer da war, der im heurigen Jahr den Besitz übernommen hatte oder übernehmen sollte, da versetzte ihm der Gemeindevorsteher ein paar Hiebe mit der Haselgerte über die Gegend, wo der Rücken seinen guten Namen verliert. Aber da durfte sich niemand darüber aufhalten, denn eben deshalb wurde ja der Umgang unternommen und dazu wurden die Hiebe aufgemessen, damit sich der neue Besitzer gut merken sollte, wo die Grenzsteine stünden.

Der Umgang hatte auch in diesem Jahr wieder stattgefunden, aber der Haselstecken hatte nicht sehr viel zu tun, denn es waren heuer recht wenig junge Leute da, denen es hätte eingeprägt werden müssen, wo ihr Besitz anfange und wo er aufhöre; die meisten waren draußen auf einem Feld, wo es um ganz andere Gruppen ging, als um die von Bauernäckern und Wiesen. Darum war es heuer auch gar nicht so lustig, wie es sonst bei allem Ernst immer war, und vielleicht trugen auch die Gerüchte dazu bei, die ins Dorf gekommen waren. Was Rechtes wußte niemand zu sagen, aber so viel war aus dem Gemunkel schon herauszuhören, daß die österreichischen Soldaten nicht schon übermorgen in Berlin sein würden.

Wie der Umgang aber zu Ende und man wieder auf dem Dorfplatz war, da besannen sich die meisten darauf, daß man früher immer als Beschluß im Wirtshaus einen Trunk getan hatte, und es war nicht einzusehen, warum man nach ein paar Stunden Herumsteigens in den sonnenüberhitzten Feldern nicht hätte seinen Durst löschen dürfen. Die jungen Leute kamen dadurch nicht früher heim, wenn man trübselig auseinanderlief, und auch auf den Ausgang des Krieges würde der Verzicht keinen Einfluß haben.

Gerade als der Gemeindevorstand den Anfang machte und in das Wirtshaus trat, kam der alte Donner auf Justus Salzenbrod zu und fragte, ob er auch mitgehen wolle. Aber der Justus hatte daheim zu tun, wie immer, immer hatte er eine Ausflucht bei der Hand, wenn es sich darum handelte, ins Wirtshaus zu gehen, und er war auch wirklich seit jenem ersten Abend nicht wieder mit den anderen hinterm Bierglas gesessen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tropenjäger.

Novelle von Fritz Karl Noegels.

Keuchend glitt das Schiff durch die Flut. Es ist der „Triton“, ein kleiner, schmutziger Dampfer, der, aus dem Kanal von Mozambique kommend, der Madagaskar von Afrika trennt, dem großen Hafen Kapstadt zustrebt.

Der Tag ist stürmisch und regnerisch. Heftige Windstöße toben aus dem finsteren Südosten pfeilgeschwind dahin und wirbeln die Wellen hoch in die Luft. Es ist gegen Abend, und doppelt unheimlich in dieser Dämmerung brausen die verworrenen Töne des ewigen Kampfes zwischen Wind und Wasser.

In einer Kajüte des „Triton“ sitzen sich zwei Männer gegenüber. Der eine athletisch und breitschultrig, unverkennbar an seiner Uniform der Kapitän des Schiffes, der andere mittelgroß, ein ergrauter, hagerer und sonnenverbrannter Mann, ein Engländer.

Die Lampe schwankt in ihrem Gestell hin und hin und wirft zitternde Ringe auf die beiden Gesichter. Ein furchtbares Geheul und Fauchen, ein dumpfes, langgezogenes, schütterndes Klagegeheul läßt die beiden zusammenzucken. Nervös streicht der Engländer über seine Schläfen.

„Hören Sie, Kapitän, wie diese Bestien ihre Sehnsucht nach dem afrikanischen Kontinent hinausbrüllen?“

Ueber die muskulösen Züge des Kapitäns geht ein leises Lächeln.

„Die richtige Begleitmusik für das verwünschte Toben da draußen. Aber lassen Sie nur, zwei Tage noch, und wir sind in Kapstadt, und dort können Sie dann Ihre liebenswürdige Begleitung an Bord eines großen Schiffes so verfrachten, daß Sie dieser Gewaltmusik aus dem Wege gehen können.“

Der Kapitän steht auf, geht zur Tür, stößt sie auf, überquert den kleinen Kajütengang und geht in die gegenüberliegende Kabine. Ein schauerliches Brüllen antwortet. In dem langgestreckten Raum steht ein großer, mannshoher Gitterkasten, in dem zwei ausgewachsene, afrikanische Tiger stolz und königlich, aber ruhelos auf und ab wandern. Mit glutvollen Augen wenden sie die Köpfe zu dem Eindringling. Heißer Dunst faucht, mit Geifer vermischt, aus ihren dampfenden Rachen bis herüber in das Antlitz des Kapitäns.

„Zwei prachtvolle Burschen bringen Sie diesesmal in die englischen Tiergärten.“

Der Engländer, ein Jäger und Forscher, nickt schwermütig.

„Schon gut, Kapitän, aber es ist seltsam, ich werde ein eigentümliches Gefühl nicht los, daß dies mein letzter Transport sein wird. Trotz aller Aufgeklärtheit werden wir Jäger in vielen Fällen niemals eine gewisse Ahnungsfurcht, einen Glauben an die Macht des Ueberirdischen, los. Ist es das Fieber des „dunklen“ Kontingents, das uns innerlich aufwühlt, ist es die Gefahr, das Spiel mit dem Tode, das wir in der Wildnis, um Dschungel treiben, wer weiß es? Auch ich trage jetzt mit meinen beiden Pflegekindern, den Tigern, eine trübe Ahnung mit nach Hause. Tief im Innern Afrikas wurde ich vor eine Frage gestellt, dessen Lösung mir bis zur Stunde noch nicht gelungen ist.“

Langsam gehen beide in die Kajüte zurück und setzen sich wieder gegenüber.

„Wenige Wochen noch und Sie sind wieder in England, sind bei den Ihrigen, dann werden die Schatten, die Sie jetzt von drüben begleiten, wieder weichen.“

Der Engländer springt empor: „Nein, nein, Kapitän, das Schicksal ist stärker, ich fühle es, ich weiß es, doch hören Sie: Es war eines Abends in Belgisch-Kongo, mitten im tiefsten Afrika, als wir aufbrachen, um „Mumbombo“, wie ihn die Eingebornen nannten, einen gefürchteten Tiger, der schon seit Wochen ein Dorf unsicher machte, zu erlegen. Ich war der einzige Weiße, der mit zehn mutigen Männern eines mir treu ergebenen Stammes zu diesem kühnen Unternehmen ausging. Der Tropenabend, heiß und schwül, war von zauberhafter Schönheit. Neben mir schritt Wimbum, ein Häuptlingssohn, dessen Hochzeit wir in der letzten Woche mit allem afrikanischen Pomp gefeiert hatten. Wimbum, ein kräftiger und muskulöser Kongoneger, mein treuester Jagdgefährte, legte in einer plötzlichen Gefühlsaufwallung seine Hand auf meinen Arm.

„Herr, kehre ich nicht zurück, fliehe dem Dschungel, denn unsere Freundschaft kettet das Schicksal vom Leben in den Tod über.“

Mit einem Scherz vertrieb ich ihm die Grillen, zeigte auf meine Waffen und erzählte ihm andere, glücklich verlaufene Abenteuer. In einer knappen halben Stunde war die Nacht heraufgezogen. Und dann geschah das Entsetzliche. Innerhalb weniger Sekunden. Wir schlichen durch eine Lichtung. Weitab von der ausgekundschafteten Lagerstelle des Tigers. Daher ziemlich ohne Vorsicht. Plötzlich glühen phosphorgraue Pupillen aus dem Dunkel auf. Mit einem furchtbaren Schwung schießt wie eine Schleuder mit leisem unheimlichem Fauchen ein schwerer Kärper auf den unglücklichen Wimbum neben mir. Reißt ihn zu Boden. Ein entsetzlicher Schrei, verbunden mit dem eigentümlich weich klingenden Prankenhieb des rasenden Tigers.

Zu spät mein Schuß. Zu spät die Rettung. Starr vor Grausen umringen die Eingeborenen ihren unglücklichen Stammesgenossen. Ich kniete neben dem Sterbenden nieder, sehe ihm in die gebrochenen Augen, da flüstert er mit letzter Kraft: „Herr, flieh, flieh!“ Aus seiner Brusttasche fällt das Bild, das ich an seinem Hochzeitstage machte und das uns beide Arm in Arm zeigt, jetzt arg zerfetzt.

Wir jagen ins Dorf zurück. Jammernd stürzt die junge Frau auf den Leichnam. „Herr, flieh aus dem Dschungel, ich sah im Traum auch dich im Blute liegen.“

Was soll ich noch sagen. Durch Mark und Bein gingen mir die Worte. Ich hetzte auf kürzestem Wege zur Küste. Atemlos. Mein Jagdfieber war dahin. Sie nahmen mich an Bord Ihres Frachtschiffes. Ich hoffte hier, Kapitän, das grausige Bild zu vergessen. Umsonst!“

Schweigend begleitet der Engländer den Kapitän nach oben. Da wieder das gräßliche und stöhnende Brüllen, diese grauenhaft langgezogenen Töne, er muß die Bestien zum Schweigen bringen. Möglich, daß der Schreck sie verstummen machen würde, wenn er neben den Tieren seinen Revolver abschösse. Er nimmt ihn und öffnet die Tür zur Kabine. Ein schmaler Lichtstreif fällt aus der offenen Kajüte auf den Gitterkasten, in dem die Tiger wie rasend emporspringen. Die Eisenstäbe knarren, und es scheint dem Engländer bei dem ungenügenden Licht, als ob sie sich unter den Tatzen biegen wie Rohr. Doch das ist sicher nur Augentäuschung. Wieder das rasende Geheul, ihm graust. Er drückt los.

Ein Blitz — in diesem Augenblick legt ein fürchterliches Wehen des Sturmes das Schiff auf die Seite, es zittert und stöhnt bis in die Fugen, als sollte es erliegen in dem ungeheuren Kampf. Die Hand des Forschers hat geschwankt. Der Tiger ist verwundet. Wahnsinnig das Toben — ein langes erschütterndes Fauchen. Knirschend biegen sich zwei Stäbe, die Tatze trifft den Arm des Engländers und reißt ihn in Fetzen.

Der Kapitän hat trotz des Sturmes den Menschenschrei gehört . . . Mit dem Revolver stürzt er in die Kabine des Engländers und weiter. Er trifft gut. Tiger und Tigerin streckt er dahin. Das Brüllen erstirbt. — — —

Als man dem ohnmächtigen Engländer den Armstumpf verbunden hat, geht der Kapitän in dessen leere Kabine. Der Lichtstrahl der Hängelampe wirft zitternde Ringe auf eine auf dem Tisch liegende Photographie, die den Neger mit dem Forscher Arm in Arm zeigt.

Und seltsam, die Augen des Kapitäns weiten sich zu einem eigentümlichen Ausdruck, die Tigertatze, die Wimbum zu Tode traf, hat auch den auf Wimbums Schulter gelegten Arm des Engländers aus dem Bilde gerissen.

Das Geheimnis einer Perlenschnur.

Lady Owen, eine sehr reiche Engländerin, die den größten Teil des Jahres in Paris verbringt, und die arme Putzmacherin Louise Begouge sind gute Freundinnen geworden. Eine Perlenschnur hat sie in Freundschaft verbunden, eine Perlenschnur, die die Engländerin verlor und die die Putzmacherin fand. Und zu diesen beiden gesellt sich als dritte in Dankbarkeit die Versicherungsgesellschaft, bei der die kostbare Perlenschnur versichert war und die durch den Fund der Verpflichtung enthoben ist, 700 000 Franken zu bezahlen. Allen dreien ist jetzt geholfen, am meisten aber der Putzmacherin, die den von der Versicherungsgesellschaft ausgesetzten Finderlohn erhielt und sich nicht mehr um Arbeit zu sorgen braucht, da ihr die Lady überdies versprochen hat, ihr zu ständigem, reichlichem Verdienst zu verhelfen.

Eines Tages meldeten die Pariser Blätter, daß Lady Owen in der Nähe der Madeleinekirche eine Perlenschnur im Werte von 1 200 000 Franken verloren habe. Einige Zeit hindurch war von diesem Verlust noch die Rede, aber da alle Nachforschungen der Polizei ergebnislos blieben, geriet die Sache in Vergessenheit, so sehr auch der hohe Wert der Perlen und die Persönlichkeit der Verlustträgerin, die in der Pariser mondänen Welt gut bekannt ist, anfangs das Interesse der Oeffentlichkeit entfacht hatten. Aber plötzlich hörte man von dem verlorenen Perlenkollier von neuem, und zwar unter recht eigenartigen Umständen. Auf der Polizei meldete sich die fünfzigjährige Louise Begeouge, wies zwei Perlenschnüre vor und teilte mit, sie habe sie soeben in der Madeleinekirche gefunden. Sie sei in der Mittagsstunde während einer Arbeitspause in die Kirche gegangen und habe auf dem Boden zwischen zwei Stuhlreihen ein Päckchen liegen sehen. Sie habe es aufgehoben und auf der Straße geöffnet, um festzustellen, was in ihm enthalten sei und drinnen die zwei Perlenschnüre entdeckt.

Ein Polizeiinspektor schaute die Perlen an und lachte die Frau aus. „Das ist unechtes Zeug“, bemerkte er verächtlich, „dafür kriegen Sie keinen Centime Finderlohn.“

Aber Frau Begeouge sagte sich mit Recht, daß dieses Urteil nicht richtig sein müsse, weil man von einem Polizeibeamten nicht verlangen dürfe, er solle ein Perlensachverständiger sein. Sie trug daher ihren Fund zu Sachverständigen, und diese gaben ein Gutachten ab, das dahin lautete, daß die eine Schnur aus sehr wertvollen Perlen bestehe, die andere dagegen aus imitierten Stücken. Nun erinnerte man sich bei der Polizei des Verlustes der Lady Owen, diese wurde vorgeladen und stellte dann auch die eine Kette als ihr Eigentum fest.

Die Lady hat ihre Perlen und Frau Begeouge bekommt siebzigtausend Franken als Finderlohn von der Versicherungs-

gesellschaft, für sie ist also die Angelegenheit erledigt, nicht aber für die Polizei, denn jetzt ist die Sache mysteriös geworden. Wie kamen die Perlen in die Madeleine-Kirche? Lady Owen versichert, daß sie zwar in der Nähe dieser Kirche war, als sie den Verlust der Perlen wahrnahm, aber nicht in der Kirche selbst. Und was für eine Bewandtnis hat es damit, daß der erste Finder der echten Perlen oder derjenige, dem er sie übergab, zu dem Kollier der Lady eine unechte Perlenschnur legte, beide zusammen verpackte und in der Kirche deponierte? Oder verlor auch er die Perlen?

An der Rechtschaffenheit der Frau Begeouge wird nicht gezweifelt, und niemand nimmt an, daß Lady Owen Ursache hätte, abzuleugnen, daß sie die Kirche besucht hatte, wenn sie dort gewesen wäre. Die Polizei steht vorläufig vor einem Rätsel. Hoffentlich hat sie mit der Aufklärung des Falles mehr Glück als mit ihren Nachforschungen nach den verschwundenen Perlen.

Eine Chaplin-Anekdote.

Momentan kursiert eine funkelnagelneue Chaplin-Anekdote. Hier ist sie: In Portland (Staat Oregon) veranstaltet der Besitzer des „Pomtages-Vaudevilles-Uircuits" einen Ball unter der Devise „Chaplin-Komisten". Sämtliche Teilnehmer waren verpflichtet, im Kostüm Chaplins zu erscheinen. Die besten Kopien sollten, war angekündigt worden, prämiiert werden.

Es war begreiflicherweise ein unerhörter Anblick. Lauter Chaplins! Hunderte von Chaplins; Hunderte von seinen Schnurrbärten, seinen Melonenhütchen, seinen Riesenschuhen, seinen Stöckchen. Und man wußte nicht recht, ob man die Veranstaltung eher unheimlich als komisch finden sollte. Wenn wenigstens nur das Kostüm in so riesiger Auflage vorhanden gewesen wäre! Obwohl es natürlich bereits merkwürdig berührte, die extravagante Kleidung des genialen kleinen Mannes als Regimentsuniform zu sehen . . .

Aber nun hatte sich auch noch ein jeder bemüht, das Gesicht Chaplins zu wiederholen. Jeder Chaplin hatte eine Nummer auf dem Rücken; das einzige, was sie voneinander unterschied. Und die Preisrichter liefen mit Notizblöcken und Bleistiften in der gleichförmigen Menge umher und verteilten Wertpunkte.

Endlich war es soweit! Ein Tusch versammelte die Teilnehmer, und die Jury ließ verkünden, am ähnlichsten sähe dem Chaplin die Nummer 27. Die Nummer 27 stieg aufs Podium, ließ sich applaudieren und nannte ihren Namen. Der Herr hieß, wie berichtet wird, Drinkwater. Den zweiten Preis erhielt die Nummer 14; es war ein Mister Houston. Den dritten Preis bekam die Nummer 31.

Nummer 31 hieß — Charlie Chaplin! Es war nicht zu ändern: Chaplin befand sich persönlich auf dem Ball der Chaplin-Kopisten und erhielt, unerkannterweise, die Zusicherung, daß er sich selber am dritt-ähnlichsten sähe! Die Herren Drinkwater und und Houston ähnelten ihm mehr als er selber.

Ich habe diese Anekdote, nachdem ich sie gelesen hatte, verschiedenen Bekannten erzählt. Manche haben darüber gelacht. Andere nicht. Wenn ich mir eine Bemerkung erlauben darf: ich halte es für angebrachter, über die Anekdote nicht zu lachen. Ich möchte aber niemandem die gute Laune stören. Es ist nur meine unmaßgebliche Meinung. **Erich Kästner.**

Zum Kopfzerbrechen.

Verschmelzungsaufgabe.

Heimat + Ger = Titel, Orion + Pate = Heilverfahren, Nute + Karst = Teil Asiens, Oper + Estrich = Muse, Eis + Kehle = Prophet, Note + Sepp = Tanz, Pol + Lode = Männername, Dore + Darm = Kamelart, Gier + Bund = europäische Hauptstadt, Tran + Lampe = Landtag, Ham + Lear = niederländische Stadt, Erler + Flocke = amerikanischer Milliardär, Erato + Simon = Sternkunde, Grog + Bein = Frauenname, Lima + Raa = Krankheit, Lot + Amen = Skandal, Rente + Idee = Vogel, Maust + Ornat = Heilanstalt, Band + Sonne = Wochentag, Saba + Elli = spanische Königin, Toni + Tara = Rechtsbüro, Lira + Log = Affe.

Die Buchstaben von je zwei Wörtern sind zu einem dritten Wort von gesuchter Bedeutung umzuordnen. Die Anfangslettern der neuen Wörter nennen einen Dichter, dessen 200. Geburtstag wir jetzt feiern.

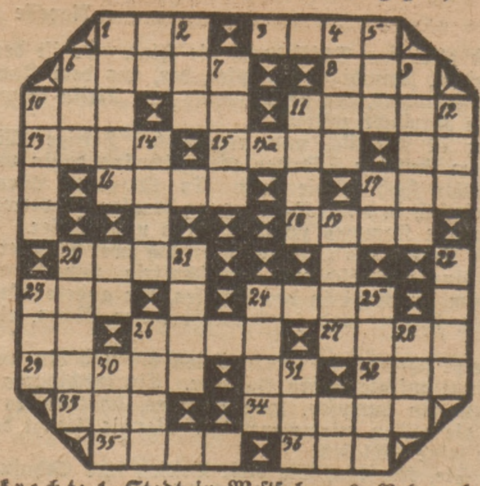
Verschieb-Rätsel.

A	m	n	e	s	t	i	e	.	.
S	p	r	o	s	s	e	.	.	.
H	e	r	c	u	l	a	n	u	m
F	r	e	i	h	e	r	r	.	.
W	e	s	t	w	i	n	d	.	.
E	n	z	i	a	n	.	.	.	.
P	r	a	v	n	i	c	z	a	k
A	p	h	r	o	d	i	t	e	.

Vorstehende Wörter sind seitlich so zu verschieben, daß zwei benachbarte, senkrechte Buchstabenreihen einen bekannten Wiener Maler nennen.

Kreuzworträtsel:

(Jedes Wort beginnt mit einer Zahl und endet vor dem nächsten schwarzen Feld oder am Rande der Figur.)



Senkrecht: 1. Stadt in Westfalen. 2. Pelzwerk. 4. Tücke. 5. Feierliches Lied. 6. Riesenschlange. 7. Musikzeichen. 8. Hilfszeitwort. 9. Männlicher Vorname. 10. Fischfett. 11. Geisteskranker Mensch. 12. Seltenes Wild. 14. Zahlwort. 19. Verwandte. 20. Teil der Kirche. 21. Pflanzensamen. 22. Weichmetall. 23. Wintererscheinung. 24. Fluß in Spanien. 25. Schiffsgerät. 26. Milchprodukt. 28. Geographische Bezeichnung. 30. Papstname. 31. Antilopenart. — Wagerecht: 1. Stadt in Bayern. 3. Gewicht. 6. Hausgerät. 8. Weiblicher Vorname. 10. Einfahrt. 11. Fluß in Frankreich. 13. Abgrenzung eines Gegenstands. 15. Streit. 15a. Niederlassung (Ansiedlung). 16. Hinterlassenschaft. 17. Kleiderstoff. 18. Wildschwein. 20. Voranzeige. 23. Zahlwort. 24. Figur aus „Lohengrin". 26. Verbrecherische Zueignung. 27. Schwimmvogel. 29. Gemüsepflanze. 32. Hafenstraße. 33. Wild. 34. Verwandter. 35. Vorbedeutung. 36. Zeitmesser. (ch = ein Buchstabe.)

Sanft und süß.

Es ist ein Vögelein,
Voll Sanftmut soll es sein;
Stellst du ein „r" hinein,
So wächst's auf Felsgestein
An Mosel und am Rhein. M. P.

Rösselsprung.

	les	gend	blüht	der	und	
jung	ein	kann	zuckt	ju-	viel	mit
al-	ein	und		tend	mann	spru-
ist	sein	leuch-		delt	der	herr-
ist	drin	ge-	herr-	li-	ge-	ter
	lich	cher	müt	reif-	gar	

*

Auflösung Nr. 3.

Silbenrätsel:

Wer einsam ist, der hat es gut,
Weil niemand da, der ihm was tut.
(Busch.)

1. Wisent. 2. Efeu. 3. Rembrandt. 4. Erasmus. 5. Influenza. 6. Narew. 7. Sanatorium. 8. Apostroph. 9. Maleachi. 10. Isar. 11. Seife. 12. Treibjagd. 13. Delta. 14. England. 15. Raufbold. 16. Hedin. 17. Aida. 18. Telegramm. 19. Erbse. 20. Saloniki. 21. Gudrun. 22. Urteil. 23. Tolstoi. 24. Weinbergschnecke.

Geisterhaft: Dämone. — Domäne. —

Rätselhafte Schrift: Sei Leu! Wenn Narrenhände / Dir in die Mähne kratzen, / Dann mach' dem Spiel ein Ende / Und zeige deine Tatzen. (F. v. Sallet, Epigrammatisches.)

Bilderrätsel: Ein einziger Erfolg spornt zu hundert neuen Versuchen an.

Aus alten Zeiten: Raubritter.

Buchstabenrätsel: 1. Athalia, 2. Nibelungen, 3. Afrikanerin, 4. Coriolan, 5. Rosamunde, 6. Egmont, 7. Othello, 8. Norma: Anareon, (von Cherubini.)